



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Salondame nehmen, muß auffallen; daß sie aber in der impertinenten und dabei doch etwas coquetten Rücksichtslosigkeit, mit welcher diese jedem beliebigen Einfall, so wie jeder beliebigen Stimmung Worte giebt, eine energische Wahrheitsliebe sehen, ist ein starkes Zeichen dafür, daß Wahrheit für sie Nichts ist, als ein formeller Begriff.

Um das Urtheil abzuschließen, bemerke ich noch Folgendes. Die neue Katholikin ist nichts Anderes, als die alte Weltdame; es ist nicht eine weitere, oder höhere Entwicklung ihres Wesens, sondern nur die Ausbildung einer zweiten Seite desselben, die in der Doppelnatur der Lelia und Faustine begründet ist. Die Maßlosigkeit einer hochmüthigen weiblichen Subjectivität, die sich für den Mittelpunkt der Welt ansieht, um den alle Sterne kreisen, führt zu beiden Abwegen. Georges Sand hat das Problem ganz richtig gestellt; in jedem Augenblick erneuert sich die Frage: Buhlerin oder Betschwester? Rücksichtsloser Materialismus, oder rücksichtsloser Spiritualismus? Unendliche Befriedigung in der Lust oder unendliche Befriedigung im Schmerz? Und zwischen beiden Extremen schwankend, bleibt die schöne Seele in einem wilden Traumleben, in dem bald von der einen, bald von der andern Seite die Gestalten sich in den Vordergrund drängen, in der Mitte. Sie sehnt sich nach Faustischer Lust, nach Faustischem Schmerz, und ist doch in ihrem Wesen viel zu schattenhaft, um das Eine oder das Andere ertragen zu können. — Bei der Gräfin kommt noch Eins dazu. Der Verfasser des letzten Werkes meint, wenn ein neuer Philippus Aeri austräte, um ihre Heiligkeit zu prüfen, und von ihr verlangte, sie solle ihm die Stiefeln ausziehen, so würde sie es bei ihrer neu erworbenen Demuth gern und willig thun. Das weiß ich nicht; aber das weiß ich, wenn der Heilige von ihr verlangte, sie sollte sich nicht mehr gnädige Gräfin tituliren lassen, so würde sie entschieden erklären: „Lieber nach Babylon zurück!“

J. C.

W o c h e n s c h a u.

Pariser Botschaften. — Wenn man sieht, wo die Franzosen ihre dramatischen Neuigkeiten aufstreiben, kann Einem wahrhaftig nicht lange sein um die künftige Präsidentenwahl. — Der Pariser Erfindungsgeist wird schon helfen, und so ein 10. December läßt sich immer noch zusammenbringen. Diese Beruhigung für die Zukunft verdanke ich meinem Pflichtgefühl, das mich, trotz der schönen Sommertage, die auf dem Rückwege von der Londoner Weltausstellung bei uns einkehren, in die Theater trieb. Ich fühlte es, wie wir uns schon zu lange mit den Prorogationsmöglichkeiten und Revisionsunmöglichkeiten aufgehalten haben, und endlich auch einmal politische Ferien nehmen sollten. Ehe ich den Leser ins Theater führe, kann ich mir die Genugthuung nicht versagen, ihm anzukündigen, daß der erste Act einer andern politischen Komödie, die jetzt in den Provinzen aufgeführt wird, durchgefallen sei. Die Bezirksräthe sind

heimgekehrt, und bloß 130—150 haben sich für die Revision (im Allgemeinen) ausgesprochen. Wir wollen zusehen, ob die Departementalräthe folgsamer sein werden. Und nun Adieu, Politik!

Wie leicht in Paris eine Mode durchdringt, das habe ich diese Wochen an zwei fünfactigen Vaudevilles gesehen. Alles will prolongirt werden. Die Verfassung, der Präsident, die Freudenstefte, gewisse Wechsel, denen vor 1832 bange wird — und es darf uns daher nicht wundern, wenn die Vaudevilles von dieser allgemeinen Epidemie angesteckt werden. Fünfacte im Montanfier! das heißt, sich einen zweiten Rausch antrinken, noch ehe der Ragenjammer vom ersten vorüber ist. Und woraus sind diese fünf Acte gemacht? aus einem einfachen Strohhut, der von einem Pferde gefressen wird, und für den ein Substitut gesucht wird. Der Suchende ist ein Bräutigam, der mit seiner ganzen künftigen Familie von Haus zu Haus geschickt wird, um den einzigen, unsindbaren Florentinerhut zu finden. Die Leserin wird Nichts dagegen haben, daß zwei geistreiche Vaudevillisten fünf Acte, und wäre es auch bei einer Hitze von 36 Grad Reaumur, auf einen Strohhut vergeuden, aber dem Leser wird die Nothwendigkeit jenes Strohhuts (und wäre es ein Florentiner) weniger einleuchten. Diesem will ich daher sagen, daß besagter Strohhut einer Dame gehörte, welche besagte Dame am Arme eines (versteht sich Cavalerie-) Officiers im Boulognerwäldchen auf dem grünen Rasen ausruhte, während besagter Strohhut an einem Baume hängend vom besagten Pferde verzehrt wurde. Die Dame, welche außer dem Strohhute noch einen (vielleicht auch Stroh-) Mann hatte, mußte daher jenen um jeden Preis wieder haben. Der Eigenthümer des feinschmeckerischen Pferdes ist also à la recherche eines Florentinerhutes, ganz wie die Republik à la recherche eines Präsidenten ist. Unser Bräutigam, der bereits alle drei Verkündigungen vollbringen ließ, macht sich muthig auf den Weg, allein keine der Pariser Modistinnen hat einen solchen Hut, und man muß daher trachten, einen Florentinerhut d'occasion zu kaufen. Mit der Statistik und Adresse sämmtlicher Strohhüte in der Tasche macht der Held seine zwölf Leidensstationen durch, das lebendige Bild künftiger Leiden, die ganze Familie seiner Braut an der Ferse habend. Sein unglücklicher Stern führt ihn auch zum Gemahl des eigentlichen Strohhutes, das heißt der Frau, welcher der Strohhut gehörte, der die unschuldige Schuld an diesen fünf Acten trägt. Dieser, der Mann nämlich, will das gute Geschäft, und zugleich das gute Werk, einem armen Teufel in die Ehe zu verhelfen, nicht von sich weisen, er sucht und findet — daß der gefressene Strohhut am Ende der seinige sein konnte. — Er sucht vergebens sogar auf seinem eigenen Kopfe — sein Unglück ist gewiß. Der Leser begreift, wie jetzt die Noth am Größten sei, und also Gott am Nächsten sein müsse. — Wir sind am fünften Acte, und mit einem Florentinerhute, der sich unter dem Hochzeitsstaate der Braut des unglücklichen Helden findet, findet sich auch der Schluß, die Heirath, die Beruhigung des Ehemannes, die Rettung der Frau, die Befänftigung des (Cavalerie-) Officiers, und Alles fügt sich zum Besten. Nun frage ich, ob man noch in Aengsten sein darf um einen Präsidenten, wenn so ein fünfactiger Kernspäß in einem Strohhute auf einem Baume hängt? Die komischen Situationen fließen aus dieser fünfactigen Wanderung reichlich wie der Honig im gelobten Lande, und die Wige und Calembourgs sind zahllos wie der Sand am Meere und die Sterne am Himmel. Man wird versöhnt mit der Politik, wenn man sieht, daß sie noch nicht alle Dummheiten absorbiert hat, und daß sie uns noch guten Humor

genug läßt, uns an solchem gesunden Spaße zu freuen. Der neuere Nestroy mag sich freuen, dieses Stück ist ein Treffer für ihn.

Das zweite prolongirte Vaudeville sah ich im Variétés-Theater, oder, wie ich unlängst einen purificirenden Deutschen Professor sagen hörte, im „Schauspielhause der Verschiedenheiten“. Es heißt: *La Gotton de Béranger*. Wenn unsren Vaudevillisten der Stoff ausgeht, gehen sie bei den beliebten Dichtern des Volkes um ein Almosen betteln, und bei Béranger findet sich immer was. Der König von Yvetot, die Lisette des Béranger u. s. w. kommen nicht mehr von der Bühne, und nun ist Gotton dramatisirt worden.

Gotton ist die Cousine von Frétillon, derselben Frétillon, von der Béranger singt:

Frances amis des homes filles
Vous connaissez Frétillon;
Ses charmes aux plus gentilles
Ont fait baisser pavillon;

Ma Frétillon

Cette fille

Qui frétille

N'a pourtant qu'un cotillon.

Sie ist aber auch die Cousine von Lisette, der wirklichen, unsterblichen Lisette, und alle drei sind Enkelinnen der Großmutter, von der es heißt:

Ma grande mère, un soir à sa fête
De vin pur ayant bu deux doigts,
Nous disait en branlant la tête:
Que d'amoureux j'eus autrefois!

Combien je regrette

Mon bras si dodu,

Ma jambe bien faite

Et le temps perdu.

Im ersten Acte wird auch jenes verhängnißvolle Geburtsfest gefeiert; die drei Enkelinnen haben der alten Großmutter eine Freude machen wollen, und ihr einen freien Schmaus mit Champagner bereitet. Die gute Großmutter plaudert die Geheimnisse ihrer Jugend aus, und als sie nach diesen guten Lehren sanft einschläft, fliegen Lisette und Frétillon zur Thür hinaus, um mit ihren Anbetern, welche ihre Einladungen durch den Kamin und zum Fenster hineinwerfen, auf den Ball der Eremitage zu fliegen. Gotton, die häusliche Gotton, deren Leidenschaft die Küche ist, soll indeß daheim wachen bei der alten Großmutter. Die Enkelin einer solchen Großmutter soll keinen Anbeter haben? Ist das möglich? Nein, sie hat auch einen Anbeter, nein, sie hat zwei. Auch sie ist in Arkadien geboren, auch sie wurde in die Eremitage geladen, und zwar von einem bildhübschen Husarentrompeter, und von dem wildhäßlichen Hauseigenthümer. Gotton, die inmitten ihrer Küchenbeschäftigungen Zeit hat, häusliche Betrachtungen anzustellen, entscheidet sich für den Hausherrn, aber sie erfährt, daß dieser Windbeutel verheirathet ist, und ihr Nachbar, der Trompeter, trägt in ihrem Herzen den Sieg davon. Doch Gotton wirft einen Blick auf die Großmutter, sie schwankt; da singt der Champagner in der schlummernden Großmama:

Combien je regrette
Mon bras si dodu,
Ma jambe bien faite
Et le temps perdu;

und Gotton verliert keine Zeit.

Grenzboten. III. 4854.

Die alte Großmutter war gestorben, und Gotton, die verlassene Waise, läßt sich vom Husarentrompeter als Marketenderin bei seinem Regimente anstellen. Diese Stellung darf ihr nicht derogiren, denn ihre Mutter starb auch in einer Schlacht als tapfere Vivandière. Gotton hat aber ihre Liebe zur Häuslichkeit auch beim Militair nicht vergessen, und sie meint es mit ihrer Tugend und der Haube gleich ernst. Der Trompeter erwartet blos das nöthige Geld und die Einwilligung seines Onkels. Statt dessen kommt der Gärtner Bastien, der Jugendfreund und Anbeter Gotton's, als Bote des Onkels, und bringt dessen Fluch. Der Trompeter ist ein Taugenichts, der sein und Anderer Geld verspielt, und die Geduld des Onkels verspielt hat. Gotton verkauft ihre kleine Schenke, und will dem Ungetreuen entsagen. Dieser hatte indeß sogar seine Geliebte verspielt, und sollte eben Rechnung legen, als er Bastien, den erwarteten Retter, sieht. Dieser will den Fluch des Onkels an seinen Mann bringen, als ihm Gotton den Ertrag ihrer Schenke in die Hand drückt, um ihren Geliebten zu retten. Bastien hat Nichts dawider, wenn er nur seinen Nebenbuhler los wird, denn jetzt, hofft er, müsse Gotton sein werden. Allein er hat die Rechnung ohne den Wirth und ohne einen Studenten gemacht, mit dem Gotton nach Paris zieht.

Gotton ist Grissette, aber noch immer tugendhaft und veressen auf die Ehe. Der Student ist nicht glücklicher, als der Trompeter, er muß sich zur Heirath verstehen. Er ist Advocat geworden, hofft die Einwilligung seines Onkels, des Barons, zu erhalten, und hat mehrere Kameraden eingeladen, um den Verlobungsschmaus zu feiern. Die lustigen Gesellen, die ihre Speisen zu diesem Piquenique selber mitgebracht, wollen sich eben zu Tische setzen, da klopft es an die Thür. Gotton verdeckt schnell den Tisch, läßt die Jünger des Gesetzes in eine Nebenstube treten, und öffnet. Eine junge, reizende Dame tritt herein, und erkundigt sich nach Herrn Anatole. Gotton, die arme Gotton, erfährt, daß ihr Anatole dem jungen Mädchen die Ehe versprochen — so nahe an ihrem Glücke kann sie an ihr Unglück nicht glauben. Anatole soll selber entscheiden, er soll wählen. Er schwankt, das arme Mädchen fällt in Ohnmacht, Gotton eilt ihr zu Hilfe, und sieht ein Medaillon an deren Busen, in dem sie das Portrait ihrer Mutter erkennt. Cécilie ist ihre verlorene Schwester, von der die alte Großmutter so oft ihr erzählte. Gotton entsagt ihrem Bräutigam, und legt dessen Hände in jene der glücklichen Schwester, doch verräth sie ihr Geheimniß. Gotton's guter Humor hat an diesem doppelten Schiffbruche ihres Herzens noch nicht Schiffbruch gelitten; die Gesellschaft setzt sich munter zu Tische, als Bastien hereintritt, der das arme Mädchen nach der Stadt begleitete, und der nun zu seinem Erstaunen seine Gotton wieder findet.

Durch Bastien's Protection wird diese wieder Köchin bei einem alten Baron. Bastien ist Gärtner und Küchenjunge zugleich, und verliebter denn je. Gotton ist gerührt von seiner uneigennütigen Liebe, und macht ihm Hoffnungen, die sie nicht theilt. Unser Baron ist ein alter Junggeselle, der von seiner Haushälterin gequält und beherrscht wird. Alles wendet sich an die allmächtige Haushälterin, und so sehen wir unsern ehemaligen Hausherrn ein Wildpret in die Küche bringen, um die Stimme der Haushälterin für die nächste Mairewahl zu gewinnen. Der Trompeter kommt an, um mit Hilfe der Haushälterin die Stelle des Serpent (Schlangenbläfers in der Kirche) zu erhalten — Anatole erscheint, um bei der Gouvernante seines Onkels dessen Fürsprache zu seiner Ernennung als Unterpräfect durchzusetzen. Man ist guter Dinge, und denkt der schönen

Vergangenheit, als drohen im Herrengemache ein Donnerwetter ausbricht, das sich der Küche näher zieht. Der alte Baron hat eine Juli-Revolution gemacht, er hat die Haushälterin entthront, und Alles, was an sie erinnert, muß aus dem Hause. Die Supplicanten werden als Schützlinge der alten Dienste zu allen Teufeln gejagt, und es kommt die Reihe an Gotton. Diese kocht ruhig weiter, und läßt den Baron austoben. „Was machst Du da?“ fragt Dieser endlich. „Le déjeûner de monseigneur,“ ist die Antwort. „Wird auch was Sauberes sein.“ „Sehen Sie selber, Herr Baron.“ Der Baron riecht den wohlgeschmeckenden Braten, er sieht auch zum ersten Male der reizenden Köchin ins Gesicht. Beide behagen ihm sehr, und er beschließt, in der Küche zu frühstücken. Der Wein macht ihn guter Dinge, und Gotton muß mit ihm frühstücken. Die Bekanntschaft ist gemacht, und die neue Dynastie wird auf dem Hôtel de ville proclamirt.

Gotton soll Frau Baronin werden, so wollen es das Lied und der alte Baron. Die Vorbereitungen sind getroffen, Gotton erscheint im Brautkleide, und es fehlt nur noch der Pommeranzenblüthenstrauß. Bastien, der Gärtner, hat daran gedacht, er bringt ihn mit zitternden Händen. Gotton will gern Etwas für den alten Freund thun; er bittet sich den Strauß aus, wenn er seine Dienste geleistet. Gotton wird gerührt, aber die Baronin läßt keinen andern Gedanken in ihr keimen. Der geschmückte Bräutigam, die Hochzeitgäste, der neue Unterpräfet und dessen Frau, der neue Maire, der Serpent, die frohen Werke Gotton's erscheinen mit ihnen, man will zur Kirche, da ertönt eine fürchterliche Ragenmusik; die undankbaren Bauern, die Gotton mit Wohlthaten überhäuft, singen:

Au vieux baron dès qu'elle eut
Fait abjurer son salut,
Gotton, rouge de bonheur,
Se créa dame d'honneur;
C'est par ci, c'est par là,
Trala, trala, tralala.
C'est par ci, c'est par là,
C'est le diable en falbala.

Bien que le chemin soit long	Au château tout empâtés
De la cuisine au salon	Que d'ânes elle a bûtes!
J'en viens, dit-elle, à mes fins	Notre maire qui l'a fait?
Dormons tard dans les draps fins, etc.	Gotton et le sous-préfet, etc.

A l'église, Dieu! quel ton!
Suisse, au banic menez Gotton,
Pour lorgner le sacripan
Qu'elle-même a fait serpent etc.

Der Baron geräth außer sich, er will von keiner Heirath wissen, und Alles verläßt die unglückliche Gotton. Sie reißt sich den Schleier vom Kopfe und den Strauß von der Brust. „Cela m'apprendra de vouloir être baronne,“ sagt Béranger's Lied, und damit ist auch ihre Philosophie wieder da. Aber auch Bastien kommt in athemloser Freude. Er erzählt, wie er die Bauern zur Vernunft gebracht, wie er ihnen seinen alten Vater gezeigt, dessen Glück Gotton gemacht, und wie er ihnen gesagt, daß, wenn Gotton seine Frau werden wollte, würde er, Bastien, der geachtteste Junge im Dorfe, sie gleich zum Altare führen; wie die Bauern ihr Unrecht eingesehen haben, und nun „vive Gotton“ rufen. Sie wären Alle zum Baron geeilt, und hätten sich sel-

ber angeklagt, dieser werde auch gleich kommen, um Gotton nun um Vergebung zu bitten und zum Altare zu führen. Dies geschieht, aber vergebens, die tugendhafte Gotton muß die Frau Bastien's, die Tugend muß belohnt werden. Béranger hat's freilich nicht so gemeint, seine Gotton ist von vorn herein nur die Cousine von Lisette und Frétilion. Es wäre ihr auch nicht im Entferntesten eingefallen, ihre Tugend durch fünf Acte, durch die militäirische Laufbahn, durch die Carrière im Quartier latin und durch die Küche des Barons hinzuschleppen. Die Vaudevillisten haben diese historische Untreue auf eigene Verantwortlichkeit begangen, und so mußten sie denn bis zu Ende ausharren, und Gotton, der Teufel en falbala, wird nicht Baronin, adieu, trala, trala, tralala! Die Geschichte ist darum nicht weniger amusant und der sentimentale Schluß ist ein moralisches Pflaster auf die heidnische Unsittheit des Urheiden Béranger. Die Pariserinnen wischen sich gerührt die Thränen aus den Augen, und denken vielleicht im Stillen, Béranger habe es doch besser verstanden, es wäre am Ende doch besser, Baronin zu sein, als Frau Gärtnerin. C'est par ci, c'est par là, trala, trala, tralala.

Die Prolongation ist doch durchgesetzt, und das ist die Hauptsache. — Die neue Errungenschaft des fünfactigen Vaudeville's kann uns Niemand nehmen. Wird der Präsident auch so glücklich sein?

C'est par ci, c'est par là,
C'est le diable en falbala.

Politische Tagesereignisse. — Wir haben lange versäumt, auf die Schritte der k. k. Regierung unser Augenmerk zu richten, was bei der Aufmerksamkeit, die uns von dorthier zu Theil wird, nur durch den Mangel an Stoff entschuldigt werden kann. In den letzten Tagen ist ein Ereigniß eingetreten, welches zwar keine factische, wol aber eine principielle Bedeutung hat. Die Restauration des Kaiserstaates ist so weit vorgeschritten, daß man dem Fürsten Metternich seine Zimmer wieder einrichten kann, und damit dieser alte Hort Oesterreichs durch keine Erinnerungen an den revolutionairen Schwindel, der ihn nach England vertrieb, gestört und gekränkt werde, bricht man auch mit den letzten Ueberresten der Märztage, mit der Verfassung vom 4. März 1849, welche bis jetzt in den anmuthigsten Farben dem Oesterreichischen Liberalismus vorgeschwebt hat. Die Nachricht durfte uns eigentlich nicht überraschen, da uns Herr v. Radowiz bereits ausgeplaudert hatte, daß in dieser Beziehung gegen den Selbstherrscher aller Reußen bestimmte Engagements eingegangen wären. Sie hat auch, wie gesagt, factisch nicht viel zu bedeuten, denn die Verfassung war, wie die republikanische des Nationalconvents vom Jahre 1793, nur gegeben worden, um augenblicklich suspendirt zu werden, und es war davon Nichts weiter ins Leben getreten, als die Bezeichnung des Ausnahmezustandes für die sonst als regelmäßig angesehene Polizeiherrschaft; auch enthielt sie so viel Widersprüche in sich selber, und namentlich Widersprüche gegen die wirklichen Zustände, daß nur eine exzessive Gemüthlichkeit an ihre vereinigte Durchführung glauben konnte. Es ist in den neuen Verordnungen nur principiell ausgesprochen, was thatsächlich bereits vorhanden war: der Staat ist der Kaiser, ihm allein sind die Minister verantwortlich, denn nur ihm und seinen Zwecken leisten sie ihre Dienste. Es ist sogar in mancher Beziehung vorthellhaft, daß dieses Verhältniß klar und entschieden ausgesprochen ist, denn in der Politik wird man durch Illusionen nur aufgehalten.

Allein in einer andern Beziehung verdient dieser Schritt dennoch unsre ungetheilte Aufmerksamkeit. Das neue Oesterreich ist doch nicht mehr blos der restaurirte Kaiserstaat; dem Ministerium ist eine Revolution gelungen, welche ihm nicht blos eine neue Macht giebt, über die es nach Gutdünken disponiren kann, sondern auch einen neuen politischen Inhalt, der bestimmend auf seine weitem Schritte einwirken muß. Aus dem Conglomerat von verschiedenen politischen Staatsgebilden ist durch die Eroberung Ungarns, durch die militairischen Siege in der Lombardei und durch die diplomatischen Siege in Frankfurt ein Einheitsstaat geworden, dessen weitere Entwicklung nicht auf halbem Wege stehen bleiben kann. Wir möchten auf die trotz aller Versicherungen noch immer nicht aufgegebenen Versuche, den Gesamtstaat in den Deutschen Bund aufzunehmen zu lassen, kein größeres Gewicht legen, als daß sie zu einer entschiedenern Haltung England und Frankreich gegenüber und zu einem engern Anschluß an Rußland führen müssen; weit wichtiger ist die veränderte Lage, in welche dadurch die Regierung im Innern ihres Landes gekommen ist.

Der Bruch mit der Revolution ist nämlich zugleich ein entschiedener Bruch mit der aristokratischen, oder wenn man will, mit der conservativen Partei, welche bis jetzt den Wahn hegte, sie könne den Neuerungen der Regierung mit eben so viel Erfolg widerstehen, als den Neuerungen der Demokratie. Kurze Zeit vor der Publication der neuen Edicte wurde die Verordnung an die kaiserlichen Beamten in Ungarn bekannt, durch welche Dieselben angewiesen wurden, ein scharfes Auge auf die Bewegungen der altconservativen Partei zu richten, und nöthigen Falls zu energischen Maßregeln zu schreiten. Diese Verordnung war sehr ernst gemeint, und sie steht zugleich mit dem Umstande in Verbindung, daß durch den definitiven Wegfall der Reichsstände der Aristokratie jede Hoffnung entzogen wird, den abhängigen Beamten gegenüber eine selbstständige Stellung einzunehmen. Diese Altconservativen waren eigentlich sehr thöricht in ihrer Opposition gegen die Ausführung der Verfassung, denn sie allein, oder wenigstens sie zum größten Theil, hätten die Reichsstände ausgemacht, und durch dieselben die Kraft erhalten, der Aufhebung der alten nationalen und provinziellen Sonderungen einen Widerstand entgegenzusetzen, der vereinzelt ohne Wirkung geblieben wäre; ja es scheint beinahe, als ob die Regierung, nur um die renitente Aristokratie im Zaume zu halten, in diesem Augenblicke geflistentlich auf ihre demokratischen Verheißungen zurückkäme, und eine Beschleunigung der Arbeiten im Felde der Agrargesetzgebung nur darum forderte, um eben dieser Aristokratie ein Galizisches Schreckgespenst entgegenzuhalten. Wir wollen damit nicht etwa sagen, daß die Regierung plötzlich demokratisch geworden sei, im Gegentheil, sie ist eben so aristokratisch, als die Regierung Ludwig XIV. es war, aber sie will nur eine dienende Aristokratie; der Adel soll bei Hofe und im Bureau seine Pflichten gegen den Kaiserstaat erfüllen.

Wenn man ein Urtheil oder auch nur einen Wunsch in Beziehung auf diese Wendung der Dinge aussprechen soll, so wird man von zwei entgegengesetzten Rücksichten bestimmt. Einmal haben die Ereignisse des Jahres 1848 gezeigt, daß die staatlichen und socialen Verhältnisse jener wunderbar zusammengesezten Völkermassen so verwickelt sind, daß sie eine Dictatur provociren; auf dem Wege friedlicher und gesetzlicher Entwicklung waren sie kaum zu lösen. Auf der andern Seite aber wäre es schwer zu sagen, wo die wirklich productiven und organischen Kräfte des Kaiserstaats anders liegen sollen, als eben in jenen Sonderheiten, die man aufheben will, und was von Oester-

reich noch übrig bleibt, wenn man auch jene uralten angestammten politischen und sittlichen Einrichtungen zu Boden tritt. Da von Seiten der Regierung kein Ersatz geboten wird, denn ihre Reformen haben keinen weiteren Inhalt, als den Absolutismus, so könnte daraus eine Demoralisation hervorgehen, die bei einem neuen Umschwung der Dinge noch viel schrecklichere Erscheinungen nach sich ziehen würde, als die des Jahres 1848. Die Regierung scheint es völlig vergessen zu haben, daß nur die Russische Hilfe ihr überhaupt den Sieg über die widerstrebenden nationalen Elemente möglich gemacht hat, und daß ihr eine solche Hilfe nicht immer zur Disposition stehen wird. Sie macht auf uns zuweilen den Eindruck eines Nachtwandlers, der auf dem schmalen Rande eines Abgrunds darum sicher einhergeht, weil er die Gefahr nicht sieht; es könnte aber doch einmal sein Name gerufen werden, und dann dürfte sein Untergang unvermeidlich sein.

Wenden wir uns zu Preußen. Auch dieses tritt in eine neue Phase seines Staatslebens, aber während die kaiserliche Regierung wenigstens in einer geraden Linie geht, bewegen sich die Fortschritte der Preussischen Reaction in einer Spirale, für die es schwer ist, ein Gesetz zu finden. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die neueste Rundschau. Die Reactivirung der Provinzialstände geht ganz entschieden von der Kreuzzeitungspartei aus, die durch die Ernennung der Herren v. Westphalen, v. Rauter, v. Bismarck und v. Kleist die glänzendsten Siege erfochten hat. Sie scheint aber jetzt in einiger Verlegenheit zu sein, was sie mit diesen Siegen anfangen soll. Ihr nächster Zweck, die Liberalen zu ärgern, ist erreicht; nun scheinen ihr aber die Mittel über den Kopf zu wachsen. Herr v. Gerlach giebt seiner Partei sehr ernst zu bedenken, sie solle sich über ihre eigenen Kräfte nicht täuschen. Das ständische Princip als Grundlage des Staats sei zwar ein sehr vortreffliches, aber ob es in Preußen möglich sein würde, sei doch noch sehr fraglich. Er ermahnt daher die neu zusammentretenden Provinzialstände, sich durchaus nicht von Träumen einer eigenen Selbstständigkeit berücken zu lassen; die Kraft Preußens liege nur in seiner Regierung, und ihre Aufgabe müsse daher sein, überall mit der Regierung Hand in Hand zu gehen; ja, er ermahnt sie sehr dringend, — und das ist nach unsrer festen Ueberzeugung keine Heuchelei — sich keinen Uebergriff in das den Kammern zugeschriebene Gebiet zu erlauben, denn einerseits sei die Verfassung beschworen, und es sei immer ein bedenkliches Spiel, zu dem guten Alten auf ungeseglichem Wege zurückgehn zu wollen, andererseits seien die Kammern für die Organisation der conservativen Partei eine viel bequemere Handhabe, als die Provinzialstände. — Es ist das genau so, wie wir es vermuthet haben. Aber wir dürfen uns denn doch wol die Frage erlauben: Wozu ist denn nun eigentlich das Ganze? Bei der Gefügigkeit der gegenwärtigen Kammern war, wie in allen Fragen, wo die Regierung mit einem bestimmten, klar ausgesprochenen Willen auftrat, eine Revision sowol der neuen Gemeindeordnung, als auch des Wahlgesetzes zur zweiten Kammer mit ziemlicher Sicherheit voranzusehen. Da sie die Pairskammer angenommen haben, so war kein Grund vorhanden, mit besondrem Eifer an dem Dreiklassensystem festzuhalten. Es ist aber völlig unmöglich, daß die Provinzialstände, die nun durch die Enthaltung der Liberalen zu einem reinen Parteiorgan geworden sind, sich nicht versucht fühlen sollten, ihrerseits in der Politik ein Wort mitreden zu wollen, und zwar sind es dann nicht blos die bisherigen Faisseurs der Partei, die das entscheidende Wort sprechen werden, sondern die Masse als solche wird sich geltend zu machen suchen, und wir werden dann das wunderliche Schauspiel zweier Verfassungen haben, die sich einander aus-

schließen, und die leicht die Regierung in einen Weg treiben könnten, den sie gern selber vermeiden möchte. Das Ministerium und die liberale Partei haben jetzt beinahe das Ansehen zweier Gegner, von denen jeder in seiner Handlungsweise das einzige Motiv beobachtet, den andern zu ärgern. Die weiteren Schritte ergeben sich dann ganz von selbst, ohne, oder auch wider den Willen des Handelnden. Das ist ein Verhältniß, bei dem nichts Kluges herauskommen kann, und um nur irgend etwas Positives aufzustellen, geräth man dann auf die wunderlichsten Einfälle, wie z. B. Herr v. Gerlach die Neuenburger Angelegenheit wieder aufrührt. Ja, wir fürchten, man werde sich versucht fühlen, auf einem ganz eigenthümlichen Gebiet thätig zu sein, auf dem religiösen. Mit den Verfolgungen gegen die Lichtfreunde, die sich bis in die Kindergärten hinein erstrecken, ist es nicht abgethan; es ist das zu wenig productiv, zu wenig schöpferisch, und man sehnt sich nach einer großen That. Nun hat sich, wie wir zum Theil aus Radowicz' Geständnissen erfahren, wider den Willen der herrschenden Bureaukratie, die religiöse Richtung der Zwingianer in den höchsten Kreisen geltend gemacht, eine Richtung, die auf die Vereinigung sämmtlicher Gläubigen zu einer gemeinsamen Kirche hinarbeitet. Man wird nun gar zu leicht versucht, einzelne Symptome, auf die man sonst nicht achten würde, auf dieses Verhältniß zu beziehen; so z. B. die seltsame Bevorzugung, welche neuerdings am Rhein den katholischen Geistlichen vor den protestantischen zu Theil geworden ist. Alles Das kann, wie gesagt, etwas Zufälliges sein, aber bei dem völlig unberechenbaren System, nach welchem jetzt die Staatsangelegenheiten geleitet werden, kann man sich auch der seltsamsten Vermuthungen kaum erwehren, und wenn der jetzt in Oestreich principiell ausgesprochene Grundsatz, daß der Wille des Herrschers, d. h. der Inhalt seiner Persönlichkeit, über dem Gesetz und über dem Interesse des Staats steht, auch in Preußen Anklang finden sollte, was bei dem herzlichen Einverständniß zwischen beiden Höfen gar nicht so unwahrscheinlich ist, so hört vollends alle Berechnung auf.

Der selbe Fehler, den wir bei der herrschenden Partei rügen müssen, daß sie sich nämlich beständig versucht fühlt, mit irgend etwas Neuem, noch nie Dagewesenem hervorzutreten, wird auch von den Liberalen nicht vermieden. Während für uns für den Augenblick gar nichts Anderes zu thun ist, als abzuwarten und uns möglichst in geschlossener Ordnung zu halten, um für irgend eine neue Wendung bereit zu sein, glauben einzelne unsrer Führer, die zu sehr an die Continuität der parlamentarischen Debatte gewöhnt sind, daß man beständig etwas Neues ersinnen müsse. Dahin gehört die hoffentlich jetzt aufgegebene Idee einer Fusion; dahin gehört das von der Wessertzeitung mitgetheilte Sendschreiben eines „angesehenen Parteimitglieds“. Also wir sollen Preußen aufgeben! Was soll das heißen? Ist Preußen ein Federball, den wir nach Belieben aufnehmen und wegwerfen können? Wenn es einmal zu einer Krisis dieser oder jener Art kommen sollte, so ist das Preußische Staatswesen, d. h. sein Militair und seine Bureaucratie, eine sehr positive Kraft, die wir entweder für oder gegen uns haben. Ob das Erstere möglich sein wird, wenn alle Kreise des Beamtenstandes, wie man jetzt anfängt, wenn die Verwaltung, die Gerichte, die Lehrstühle und die Kanzeln vollständig mit Kreuzrittern besetzt sein werden, darüber können wir jetzt gar nichts ausmachen; aber es scheint doch zweckmäßig, daß wir unsrerseits, so lange wir noch überhaupt Etwas vermögen, diese Eventualität nach Kräften abwenden, ganz unbekümmert darum, ob wir Etwas ausrichten oder nicht, denn für den andern Fall sind nicht wir

es, sondern die Demokratie, d. h. die gestaltlose Masse, die das Wort führen wird, ein Wort, welches wir vergebens zu buchstabiren versuchen würden. † †.

Ein Gemälde aus der Belgischen Schule: die Almosenvertheilung von Sunin aus Mecheln, gemalt im Jahre 1848, welches sich in diesem Augenblick auf der permanenten Kunstausstellung von del Vecchio befindet, ist seit langer Zeit das erste historische Gemälde dieser Ausstellung, welches eine größere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß. An guten landschaftlichen Gemälden war kein Mangel; ich erinnere nur an die vor Kurzem ausgestellten Landschaften von Gurlitt; das historische Genre dagegen war sehr spärlich und nicht gerade in bedeutenden Ausführungen vertreten. Die Belgier verstehen sich wenigstens auf das Technische in hohem Grade. Der Gegenstand des Gemäldes ist eigentlich ein höchst unglücklicher, nicht nur, weil es ganz unmöglich ist, ihm eine ideale Wendung zu geben, sondern auch, weil er zu höchst ungeschickten Stellungen Veranlassung giebt und zur Affectation verleitet. Ganz sind auch diese Klippen auf diesem Gemälde nicht vermieden. Die gnadenvollen Nonnen in der Mitte, welche an die hungrigen Leute Brod austheilen, so wie das kniende Weib zu ihrer Seite, welches mit einer gewissen Ekstase diese Wohlthat empfängt, sind ein unerfreulicher Anblick; dagegen ist der derbe zerlumpte Junge, welcher im Vordergrund den malerischen Knotenpunkt der Situation bildet, das reizende kleine Mädchen links, die alte Frau in der Gruppe rechts von einer Naturfrische, Gemüthlichkeit, und wenn man den Ausdruck nicht mißverstehen will, von einer Keuschheit, die Nichts zu wünschen übrig läßt. Auch die Nebenfiguren zu beiden Seiten, die Schreiber links, welche die Gaben aufzeichnen, und die scheidende Familie rechts, die ihr Almosen bereits empfangen hat, sind sehr verständig gruppiert, in lebendiger und durchaus ungewzogener Haltung ausgeführt, und erregen auch durch ihre Physiognomie Interesse. Die Farbe ist, wie bei den meisten der neuern Belgischen Maler, ganz im Styl des 17. Jahrhunderts gehalten, worin zwar für uns eine gewisse Künstlichkeit liegt, aber doch auch eine berechtigte Reaction gegen die übertriebene, ganz materialistische Sinnlichkeit, wie sie heut zu Tage bei vielen unsrer beliebtesten Maler Mode geworden ist. Die technische Ausführung ist bis ins kleinste Detail hinein musterhaft.

Eine Mutter im Irrenhause, Beitrag zur Sittengeschichte unsrer Zeit. Bremen, Geisler. — Der Verfasser dieser Erzählung, die ein nicht geringes Aufsehen gemacht hat, ist zwar eine Person, deren Glaubwürdigkeit durch frühere Facta nicht besonders hergestellt ist, allein durch die hinzugefügte Erklärung der Frau Louise Gabe de Massarellos, welche der eigentliche Gegenstand dieser Criminalgeschichte ist, und welche in allen Punkten die Darstellung ihres Neffen Ebeling bestätigt, gewinnt die Sache doch ein anderes Aussehen. Ob hier eine criminalistisch strafbare Handlung vorliegt, kann man allerdings nicht aus dieser Darstellung schließen, die nicht blos den Charakter einer Parteischrift trägt, sondern auch im höchsten Grade unklar gehalten ist. Allein wenn das auch nicht der Fall sein sollte, so liegen in moralischer Beziehung doch so viele ernste Vorwürfe vor, daß die Betheiligten es wol dem Publicum schuldig wären, sich in einer ausführlichen Explication darüber zu rechtfertigen. Denn daß Kinder eine Mutter, auch wenn sie wirklich gemüthskrank war, mit einer Rücksichtslosigkeit, wie sie ihnen hier imputirt wird, einer fremden Anstalt überlassen, und durch die gleichzeitige Verfügung über ihr Eigenthum den Verdacht egoistischer Nebenmotive auf sich laden, wäre, wenn es constatirt werden könnte, eine öffentliche Anstößigkeit, in welche die öffentliche Meinung das Recht hat, sich zu mischen, auch wenn für eine Betheiligung der Gerichte keine Veranlassung sein sollte.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Verantwortlich: **F. W. Grunow**. — Druck von C. C. Eibert.